

Mit Geschichte leben – das neue Altstadtviertel

Bebauung Dom-Römerberg

Allmählich nimmt das neue Altstadtviertel – schon die Bezeichnung bringt die Paradoxien des Ganzen auf den Punkt – zwischen Dom und Römer Gestalt an. Die lauten Polemiken, die anfangs das Vorhaben begleiteten, sind verstummt. Die Vorbehalte aber schwelen weiter. Noch immer sprechen die Gegner verächtlich von Knusperhäuschen, Nostalgie und Retrokitsch. Weiterhin pochen Lokalpatrioten in falsch verstandener Treue darauf, nicht nur acht besonders kostbare historische Bauten zu rekonstruieren, sondern das gesamte Quartier. Bis zur Vollendung des Projekts wird wohl jede Seite gebetsmühlenartig ihre Argumente, die eigentlich Vorurteile und Klischees sind, wiederholen. So ist dieses momentan bedeutendste städtebauliche Experiment Frankfurts, das bundesweit und international Beachtung findet, in erster Linie der schlagende Beweis für die notorische Unfähigkeit seitens vieler Architekten, Stadtplaner und Bürger, aus der Geschichte zu lernen. Das Für und Wider rings um den Plan, auf den mittelalterlichen Parzellen, Gassen und Plätzen Wohnbauten zu erstellen, die das zerstörte Alt-Frankfurt beschwören und doch sichtlich zeitgenössische Bauwerke sein sollen, wiederholt die eingangs dieses Buchs beschriebene Grundsatzdebatte, die losbrach, als 1947 in Frankfurt das zerstörte Geburtshaus Johann Wolfgang Goethes rekonstruiert werden sollte (siehe Seite 19). Wie damals wird Nachbau entweder als Lüge verfemt oder zu Geschichtstreue verklärt, wie damals diffamiert man Architekten, die der historischen Formensprache nachspüren, als hoffnungslos vorgestrige Romantiker, wie damals feiert man diejenigen, die formal den radikalen Bruch vollziehen, als Hüter von Fortschritt und Wahrheit. Mehr als sechzig Jahre regierte diese Melange aus Denkfaulheit, Voreingenommenheit und Dogmatismus das Baugeschehen in Frankfurt und nahezu überall in der Republik. Ebenso lange litt insbesondere das Areal zwischen Dom und dem spätmittelalterlichen Rathaus Römer darunter: In jedem der zahlreichen Wettbewerbe zur Wiederbebauung siegte der jeweils allerneueste Trend, jedes Mal wurde die umfassende

Neugestaltung auf halbem Wege abgebrochen und hinterließ sperrige Fragmente – unscheinbare und doch verheerende wie die U-Bahn-Tunnel und die Tiefgarage, denen man sämtliche erhaltenen mittelalterlichen Keller samt Gewölben opferte; ins Auge fallende wie die monströsen Betonbauten des Technischen Rathauses und des Historischen Museums, für die letzte Altstadthäuser niedergelegt wurden. Fragmente sind auch die semihistorischen Trakte der Kulturschirm und die Stadthäuser der Saalgasse, die Allerweltsgeschichte anstelle der architektonischen Individualität Alt-Frankfurts beschwören. Und auch die sieben sorgfältig rekonstruierten Altstadthäuser der sogenannte Ostzeile am Römerberg sind in ihrer so nie gewesenen Fachwerkseligkeit eher ein dreidimensionales Selbsttäuschungsmanöver der Postmoderne und deren kollektiven Sehnsüchten nach geschichtsgesättigten Zufluchten; ein kurzfristiger Sieg derer, die 1986 jedes Anzeichen modernen Bauens und der verunsichernden Gegenwart scheuten wie der Teufel das Weihwasser. Aus gehabtem Schaden nichts gelernt: Keines der zwischen 1950 und 1986 in die Wege geleiteten Neubauprojekte – ausgenommen die Ostzeile – fand den Beifall oder gar die Zuneigung der Bevölkerung. Der einstige Altstadtkern blieb ein blinder Fleck, ein Unort und eine unbeachtete Übergangszone zwischen dem Wahrzeichen Dom, dem gotischen Steinernen Haus und dem eindrucksvoll wiederaufgebauten Römer; die Neubauten wie das Technische Rathaus und das Historische Museum wurden ignoriert, verspottet oder regelmäßig mit Bürgerbegehren zu ihrer Verschönerung bestürmt. Trotz all dieser Erfahrungen bestimmte die Jury 2005 beim ersten Wettbewerb für das geplante neue Altstadtviertel den trendseligen Entwurf des Frankfurter Architekturbüros KSP Engel und Zimmermann. Das Duo präsentierte unbeschadet aller vorangegangenen Debatten langgestreckte Flachdachriegel der Zweiten Moderne, dekorativ gefurcht von seinerzeit gerade brandaktuellen Kastenfenstern. Beides hatte nicht das Geringste mit dem einstigen Erscheinungsbild und den stilistischen Charakteristika der Altstadt zu tun.

Die Reaktion der Bürger war nahezu einhellige Ablehnung. Endlich

einsichtig, rief daraufhin die Stadt 2009 – parallel dazu verlief der Abriss des Technischen Rathauses und der Betontrakte des Historischen Museums – einen neuen Wettbewerb aus. Auf seiner Grundlage werden seit Februar 2014 28 Stadthäuser auf den einstigen Parzellen und acht Rekonstruktionen an den ursprünglichen Standorten durchgeführt. Die Begleitmusik: Häme vieler Architekten und Stadtplaner sowie das beschriebene vielstimmige Konzert der Ein- und Widersprüche seitens Bürgerinitiativen und Geschichtsvereinen.

Haus Markt 40 von Jordi & Keller

Zwei konkrete Beispiele bezeugen die Kurzsichtigkeit dieser Debatten. Das künftige Haus Markt 40, ein Gebäude, das an der Gabelung zwischen der wiedererstandenen Gasse Alter Markt, dem sogenannten Krönungsweg vom Dom zum Römer, und einer davon – seit 1950 eingeebneten – abzweigenden Gasse mit dem altertümlichen Namen Hinter dem Lämmchen errichtet wird. Damit weist das Haus drei Schauffassaden auf: Die wichtigste ist die Giebelfront, die dem Römerberg, dem weiten Platz vor Frankfurts gotischem Rathaus, zugewandt ist. Die südliche Langseite des Hauses fungiert als Schauwand längs des Krönungswegs, die nördliche rahmt den Eingang der Gasse Hinter dem Lämmchen.

Mit dieser Dreifachansicht kommt dem Haus Markt 40 die Rolle eines Empfangsgebäudes zu, das die Bewohner und Besucher des Viertels auf dessen Atmosphäre einstimmt. Seine Architekten, das Berlin-Schweizer Duo Jordi und Keller, haben, anders als am historischen Vorgänger, der ein behäbiges Mansarddach und eine dementsprechend breitgelagerte Barockfront aufwies, ihrem Neubau einen enorm steilen Spitzgiebel und gotisierend aufstrebende Proportionen gegeben, wie sie viele Altstadthäuser des Stadtkerns vor 1944 aufwiesen.

Doch die beiden beschränkten sich nicht auf die reine, Verschwundenes zitierende Kontur: Das Erdgeschoss ihres Neubaus besteht aus rotsandsteinernen korbbogigen Renaissance-Arkaden, die 1950 als

letzte Reste eines Hauses in der benachbarten Saalgasse geborgen worden waren. Nostalgie? Keineswegs. Jordi und Keller belassen den Bögen alle Kerben, Absplitterungen und Risse, die Bomben und der spätere unsachgemäße Abtransport ihnen zufügten. So bleiben diese Spolien eindringliche Zeugen der Geschichte, machen Frankfurts einstige Pracht, den Untergang und die Auferstehung des historischen Stadtkerns sichtbar.

Auch im Giebel und an den Seitenfronten werden historische Fragmente – Fensterlaibungen, Kapitelle, Konsol- und Maskensteine – das Schicksal des Viertels sinnfällig machen. Mit Ruinenromantik, die Jordi und Keller gelegentlich vorgeworfen wird, hat all das nichts zu tun. Erst recht nicht, da die Architekten zugleich markante Zeichen zeitgenössischen Bauens setzen: Die wie schwerelos durchfensterten Ecken ihres Hauses verweisen auf Lösungen des Neuen Bauens, das in den Zwanziger Jahren mit solchen Lösungen den Triumph der Bautechnik über die Gesetze der Statik und Schwerkraft veranschaulichte. Die scharf umrissenen Konturen des Baukörpers wiederum und die exakten, wie gestanzten Fensterbäder der Geschosse tragen unverkennbar die Handschrift der nach wie vor aktuellen Zweiten Moderne.

Wie bei allen Häusern des Quartiers sind auch am Haus Markt 40, entsprechend der Tradition des Ortes, im Erdgeschoss Einzelhandel oder Gastronomie, in den Obergeschossen Wohnen vorgesehen. Eine Auflage, die in unseren entvölkerten, einzig auf kommerzielle Interessen reduzierten Innenstädten gewöhnlich undenkbar ist. Statt auf diese Errungenschaft wird aber immer wieder auf die angebliche Nostalgie, die Rückwärtsgewandtheit des Hauses hingewiesen. Die abgestandenen Ideologien der Spätmoderne, ihre Dogmen von Wahrhaftigkeit und Funktionalität machen offenkundig noch immer blind dafür, dass der Bau von Jordi und Keller Geschichte nicht imitiert, sondern interpretiert. Ein Blick in die Kunstgeschichte erhellt den Unterschied: Als in den Zwanziger Jahren Otto Dix seine heute hoch geschätzten Gemälde in der Technik und dem Stil der altdeutschen Meister malte, warfen ihm nicht wenige Anhänger der Abstraktion geistlosen Eklektizismus vor.

Heute sehen wir auf den ersten Blick, dass Dix mit dieser retrospektiven Malweise nur umso deutlicher die drängenden Probleme seiner Zeit hervorhob. Die Geschichte in Gestalt des Malstils erhöhte das Dargestellte, stellte die dargestellten Nöte der Gegenwart in geschichtliche Zusammenhänge, die deren Dringlichkeit nur noch deutlicher machte. Oder würde heute noch jemand die um einen Gnom mit dem Gesicht Hitlers herumtanzenden „Sieben Todsünden“ von Dix vorwerfen, sie seien geistlos, weil ihre Motive von den Höllenvisionen eines Hieronymus Bosch inspiriert sind?

Ebenso verhält es sich mit dem Haus von Jordi und Keller: Indem es historische Formen aufgreift, bindet es die Gegenwart ein in die Kontinuität von Epochen und deren Wechsel, wird zu einer jener „Inseln im Strom der Zeit“, die der Architekt und Architekturhistoriker Vittorio Magnago Lampugnani schon vor Jahren forderte, um mit derart Architektur Schutz vor jenem Tsunami zu bieten, dem uns das digitale Zeitalter mit seinen unaufhaltsamen Datenströmen und der damit verbundenen Unstetigkeit des Lebens aussetzt.

(...)

Und gleichfalls zum ersten Mal zeigt Frankfurt sich auf geschichtlichem Boden dem internationalen Anspruchsniveau so gewachsen, wie es sonst nur im Hochhaus-Bau der Fall ist: Die Reduktion nämlich zeitgenössischer Bauten auf „Urformen“, die sinnhafte Verknappung eines Bauvolumens auf Charakteristika der historischen Umgebung ist seit Jahren schon in anderen europäischen Ländern gang und gäbe: In Gent zum Beispiel wurde 2013 mitten im Herzen der Altstadt zwischen dem weltberühmten Belfried und der gotischen St. Nikklaskerk die neue Stadthalle des Architektenteams Robbrecht en Daem & Marie – José Van Hee eröffnet. Vier zyklonische, expressiv geschrägte Stützen aus Sichtbeton stemmen über einem unteren Freigelände zwei nicht minder monumentale, langgestreckte Satteldächer, groß genug, um sämtliche Säle und Räume einer Stadthalle aufzunehmen. In diesem Erscheinungsbild sind die triumphalen freistehenden Tuchhallen und Rathäuser komprimiert, wie sie in der Gotik und Renaissance auf den Märkten Flanderns ebenso wie denen Oberitaliens, in Padua ebenso wie

in Krakau oder in Ypern entstanden. In Luxemburg wiederum steht seit einigen Jahren das neue Stadtmuseum als längsrechteckiger, steinverkleideter Kubus auf dem historischen Fleischmarkt – mit Flachdach, aber dennoch unverkennbar ein Abkömmling der gotischen und barocken Bürgerhäuser ringsum.

Mit dem neuen Altstadtviertel zwischen Dom und Römer wagt Frankfurt einen Schritt in die gleiche Richtung. Alle Zeichen stehen auf Sieg – auch wenn die infolge Gedächtnislosigkeit ewig Gestrigen, die sich selbst als Avantgarde dünken, dies nicht sehen können oder wollen.

Dieter Bartetzko, 2014

*Erschienen in „Architekturstadt Frankfurt –
Wegweisende Bauten, aktuelle Tendenzen“,
Belserverlag, 2014*